

Ines Eberl wurde in Berlin geboren, ist promovierte Juristin und lebt in Salzburg. Sie ist Mitglied der International Thriller Writers und der Crime Writers' Association. Im Emons Verlag erschienen »Salzburger Totentanz« und »Jagablut«.

Lesen Sie mehr über die Autorin unter www.ineseberl.com.

INES EBERL

Totenkult

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Hans Boschs Häuschen im Brunnwinkl, das Witwenhäusl und das Schloss von Henri de Mortin existieren in der Wirklichkeit nicht. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Viktor und Isabelle

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: fotolia.com/Kawa
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Satz: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2013
ISBN 978-3-95451-065-8
Kriminalroman
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Ein Projekt der AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur
www.ava-international.de

»Der Herrschaft Zauber aber ist das Geld,
Ich weiß mir Bessres nichts auf dieser Welt
 Als Gift und Geld ...
Das Gift erschleicht im Dunklen Geld und Macht,
 Und hab es zum Genossen mir erdacht.
 Und hab es gut befunden,
 Hinunter stieß ich in das Schattenreich
Mann, Brüder, Vater, und ich ward zugleich
 Gehrt und reich ...«
Adelbert von Chamisso, »Die Giftmischerin«

PROLOG

Peru, 1913

Langsam löst sich das Gesicht vom Schädelknochen. Die Stirnhaut klappt nach vorn, der Indianer kehrt das blutige Innere nach außen und stülpt es über Mund und Nase wie einen Handschuh. Mit muskulösen Fingern, so braun wie die tote Haut nach mehrstündigem Räuchern sein wird, packt er den dicken schwarzen Schopf und hält den knochenlosen Kopf in die Höhe.

Thibeault de Mortin mustert das einstige Gesicht in der Hand des Indianers. Noch vor Kurzem hat es einem jungen Krieger gehört, nun ist es, seiner menschlichen Würde beraubt, zum Gegenstand herabgesunken. Schwarze Löcher gähnen an den Stellen, an denen sich die Augen befunden haben, und der Mund klafft in einem stummen Schrei. Jetzt muss die Hauthülle mitsamt dem Skalp gekocht und anschließend mit heißen Steinen, Sand und Asche gefüllt werden, um die Mumifizierung in Gang zu setzen. Erst dann können die Gesichtszüge nachgestaltet werden. Mehrere Stunden im Rauch werden für die dunkle Gesichtsfarbe und die nötige Konservierung sorgen.

Mortin hat auf seinen Expeditionen eine ganze Sammlung von Tsantsas, Schrumpfköpfen, erworben, doch noch nie hat er das faszinierende Ritual der Herstellung mit eigenen Augen gesehen. Obwohl er nicht zu Sentimentalitäten neigt, fühlt er doch so etwas wie Ergriffenheit.

Er lässt seinen Blick von der Totenhaut zu dem Aguaruna-Indianer hinabwandern, der auf dem festgestampften Lehmbo-den hockt und zu ihm hochsieht.

»Bravo, *mon ami*.« Mortin nickt lächelnd, um sein Wohlgefallen auszudrücken. Er ist fast sicher, dass der Wilde ihn versteht. Aber er will nicht zu entgegenkommend erscheinen, um den vereinbarten Preis für das einmalige Erlebnis und die Trophäe nicht in die Höhe zu schrauben.

Die schwarzen Augen des Indianers glimmen wie Holzkohle

im Schein des Herdfeuers, über dem bereits der Kessel mit kochendem Wasser hängt. Heißer Dampf zieht in feuchten Schwaden durch das Halbdunkel der Hütte, und ein scharfer Geruch, der Mortin an die Gerbereien in den Pariser Hinterhöfen erinnert, liegt in der Luft.

Mortin nimmt den Panamahut ab und lässt den gewebten Poncho von seinen Schultern gleiten, der ihn gegen die Kälte des peruanischen Hochlandes schützt. Das grobe Baumwollhemd scheuert auf seiner empfindlichen Haut, und der Bund der Reithose kneift. Noch nie ist ein Forscher Augenzeuge des Tsantsa-Rituals geworden. Sein Angebot, für einen Schrumpfkopf das Doppelte zu zahlen, wenn er seiner Herstellung beiwohnen kann, war verdächtig schnell angenommen worden. Am Beginn des 20. Jahrhunderts scheint der Fluch des Kapitalismus auch die Ureinwohner Südamerikas erfasst zu haben. Wie lange würden die Aguaruna überhaupt noch an den alten Sitten ihrer Väter festhalten?

Thibeault de Mortin unterdrückt einen Seufzer. Er kann es kaum erwarten, nach Paris zurückzukehren und seinen Bericht der Akademie vorzulegen. Im Kessel zerplatzen die Luftblasen. Draußen wiehert sein Pferd.

Der Indianer steht auf und geht, den Skalp in der Hand, zum Feuer hinüber. Er schiebt ein weiteres Holzscheit unter den Kessel. Dann wirft er das Gesicht hinein und taucht es mit einem Stock immer wieder in das wallende Wasser.

Mortin fasst sich in Geduld. Um den Wilden bei seiner Arbeit nicht zu stören, wandert er in der Hütte umher. Eine Weile sind nur das Knarren seiner Lederstiefel, das leise Klirren seiner Sporen und das Brodeln des Wassers zu hören. Mortin hat den Eindruck, als würde die Hütte nicht zu Wohnzwecken, sondern nur zur Jagd genutzt. An der hinteren Wand reihen sich Tonkrüge und ein Stapel Tierhäute. Daneben lehnen zwei unfertige Speere. Ein paar bunt gewebte Decken und ein verfilztes Lamafell scheinen als Schlafstatt zu dienen. Auf dem harten Bett liegen eine Umhängetasche und ein geflochtener Lederköcher, aus dem die Schäfte von drei Pfeilen ragen.

Mortin geht zu den Decken hinüber und nimmt den Köcher

näher in Augenschein. Zwischen den Pfeilen steckt ein kleiner, flaschenförmiger Kürbis. Mortin kann einen leisen Pfiff nicht unterdrücken. Von so einer Calabaza hat er schon gehört. Und er weiß auch, was sie enthält. Unwillkürlich steckt er die Hände in die Taschen seiner Reithose, als könne er sich so vor der Berührung mit dem Gift schützen. Kalebassen-Curare. Schon die Konquistadoren beschrieben die tödlichen Giftpfeile der südamerikanischen Einwohner. Gewonnen aus allen Arten der Brechnuss, je nach Rezept und Volksgruppe, lähmt das Gift innerhalb kurzer Zeit das Muskelsystem der getroffenen Jagdbeute, gelangt aber nicht in deren Blutbahn, sodass das Fleisch des erlegten Tieres unbedenklich verzehrt werden kann.

Die Pfeilspitze wird vor dem Schuss durch das Curare gezogen. Ein kleiner Einschnitt sorgt dafür, dass der Schaft abbricht, die Spitze in der Beute stecken bleibt und das Gift seine tödliche Wirkung entfalten kann. In Mortins Entdeckerfreude mischt sich Erregung.

Er greift nach einem Pfeil, zieht ihn heraus und hält ihn in den Schein des Feuers. Der Pfeil hat keine Spitze mehr. Der Schaft ist bereits abgebrochen. Der Todesbote hat sein Opfer also schon gefunden. Warum dann hat der Indianer den wertlosen Pfeil nach der Jagd mitgenommen? Mortin fallen drei Schnitte am Ende des Schaftes auf, und als er die beiden im Köcher verbliebenen Pfeile untersucht, findet er die gleiche Markierung. Das Zeichen, das den Eigentümer verrät. Der Wilde wollte den Pfeil nicht dort zurücklassen, wo er sein Opfer getroffen hat.

Mortin hebt den Kopf und sieht, dass der Indianer ihn beobachtet. Schweiß glänzt auf seinen hohen Wangenknochen und perlt auf der breiten Oberlippe. Der Mann scheint auf eine Reaktion zu warten. Hinter ihm steigen Rauchwirbel aus dem Kessel empor und winden sich wie weiße Schlangen um seine dunkle Gestalt. Das Feuer wirft rote Lichter auf die Wände, in den Ecken der Hütte lauern Schatten.

Auf einmal versteht Mortin, wie hoch der wahre Preis für das bestellte Ritual und seine Trophäe ist. Für einen Augenblick spielt er mit dem Gedanken, unter Protest diese primitive Hütte zu verlassen. Doch etwas in der Miene des Indianers lässt ihn

zögern. Will er ihn töten? So wie den Mann, dessen Kopf er ihm verkauft hat? Und der, das begreift Mortin jetzt, kein im fairen Kampf gefallener Krieger war. Diese Wilden haben kein Gewissen. Einen Menschen zu töten, um seinen mumifizierten Kopf zu verkaufen. Der Wasserdampf würgt Mortin.

Nur noch ein paar Handgriffe, und die Tsantsa ist fertig. Und er, Thibeault de Mortin, wird der erste Europäer sein, der die Herstellung mit eigenen Augen gesehen hat. Und darüber berichten kann. Ist es nicht geradezu seine Pflicht der Forschung gegenüber, sich über moralische Bedenken hinwegzusetzen? Unschlüssig dreht er den Pfeilschaft in den Händen. Er kann seinen wissenschaftlichen Ruhm nicht wegen Rührseligkeiten aufs Spiel setzen. Das macht den Ermordeten auch nicht wieder lebendig. Mortin schiebt den Pfeil, die abgebrochene Spitze voran, in den Köcher zurück.

Der Indianer hebt das Kinn. Er verzieht die Mundwinkel. In seinen Augen meint Mortin Spott und Verachtung zu lesen.

Mit einer lässigen Geste wirft Mortin den Köcher auf das stinkende Lamafell und geht zum Feuer hinüber. Er stellt sich neben den Indianer, schiebt die Hände wieder in die Hosentaschen und heftet seinen Blick auf die quirlige Wasseroberfläche, auf der der schwarze Haarschopf in einem wilden Tanz herumwirbelt.

Am Ende der Prozedur werden den Tsantsas die Lippen vernäht und mit Stiften verschlossen, um zu verhindern, dass die Rachegeister des Toten austreten. Aber Thibeault de Mortin teilt diesen Aberglauben nicht.

»*Eh bien*«, sagt er. »Ich hoffe, du verschließt unserem Freund hier den Mund besonders gut.«

EINS

Von Süden wehte ein heißer Föhnwind, trieb Wellen und Schaumkronen über den Wolfgangsee und zerzauste die Blätter der alten Weiden, die sich wie Trauernde über das Wasser beugten. Es war der Wind, der Marie Aschenbach Kopfschmerzen verursachte, der ihr die Augen und die Haut reizte und die Gedanken verwirrte. An solchen Föhntagen begannen Familienfehden, standen Trennungen im Raum, und manchmal nahm noch Schlimmeres seinen Anfang.

»Na, was sagst du jetzt?« Marie kniff die Augen zusammen und zeigte auf das Bauernhaus, das in seiner frisch renovierten Pracht vor Roland und ihr erstrahlte. »Du hast ja keine Vorstellung, wie viel Arbeit der Umbau war.« Sie seufzte und fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Sei froh, dass du so eine fleißige Ehefrau hast.«

Roland schob die Hände in die Taschen seines blauen Seidenanzugs. »Dafür danke ich Gott täglich«, knurrte er. Der Wind spielte in seinem von grauen Fäden durchzogenen schwarzen Haar und hüllte Marie in eine Wolke Armani.

»Davon bin ich überzeugt«, sagte Marie. Mittlerweile war sie gegen Rolands Sarkasmus immun. »Und? Wie findest du die Farben?«

Das Erdgeschoss des Bauernhauses leuchtete in strahlend weißem Putz, den Rest der Fassade bedeckte honigfarbenes Fichtenholz. Die Fensterläden waren in einem kühlen Hellgrün gestrichen – Tegernseer Grün hatte der Interior-Designer den Ton genannt –, der geschnitzte Balkon verschwand fast unter roten Geranien. Unter dem Giebel hingen drei Hirschgeweihe. Auf dem mit traditionellen Lärchenschindeln gedeckten Dach prangte ein geschnitztes Türmchen – die Feuerglocke. Es fehlten weder die Stalllaterne neben der Haustür noch die Hausbank. Sogar ein alter Leiterwagen stand wie zufällig auf dem kurz geschorenen Rasen vor der Terrasse. Ein gepflegter Kiesweg führte vom Haus zum See hinunter.

»Schau nur, die vielen Blumen«, sagte Marie. Den Bauerngarten hatte sie nicht angetastet. Nicht nur, weil sie von Pflanzen nichts verstand, sondern vor allem, weil ihr der Garten mit seinen Farben und Gerüchen perfekt schien. Die Strauchrosen vor der Terrasse sahen aus wie rosa Schaum. Aber am schönsten war das Staudenbeet. Ein Meer aus blauem Rittersporn und zartfarbenem Fingerhut neigte sich unter den Windböen.

Nur Rolands schwarzer 911er Porsche, der neben dem Haus parkte, störte das nostalgische Bild. Marie selbst hatte ihr Cabrio extra in die Holzhütte gefahren, die jetzt als Garage diente. Sie schob ihren schmalen Arm unter Rolands Ellenbogen. Der dünne Anzugstoff fühlte sich glatt und kühl an. »Nicht mal den Garten haben wir anlegen müssen. Wenn man bedenkt, was ein Landschaftsarchitekt kostet ...«

»Das kommt schon noch«, knurrte Roland. »Ich hoffe, du weißt, was du dir da aufgehalst hast.« Wahrscheinlich wollte er gleich ein für alle Mal klarstellen, dass er nicht gedachte, sich an der Pflege von Haus und Garten zu beteiligen. »So eine verdammte Schnapsidee. Hast du überhaupt eine Vorstellung, was mich der alte Kasten unterm Strich kosten wird?«

»Du warst doch mit dem Preis einverstanden ...«

Das Haus war eine Bruchbude gewesen. Die alte Frau, die bis zu ihrem Tod darin gewohnt hatte, schien der Zustand nicht gestört zu haben. Oder ihr hatte schlicht das Geld für die nötigen Wartungsarbeiten gefehlt. Nur wegen seiner spektakulären Lage hatte die Erbgemeinschaft für das baufällige Gebäude einen halbwegs akzeptablen Preis erzielt. Im Grunde hatte Roland einen Baugrund am See gekauft. Und das wusste er auch. Das Bauernhaus war praktisch die Zugabe.

»Wir hätten die Bude niederreißen und im Stil neu bauen sollen.« Er schüttelte den Kopf, als könnte er es immer noch nicht fassen, dass er sich von Marie zu dieser Dummheit hatte hinreißen lassen.

»Also, ich finde, so ein altes Haus hat Charme.« Wozu hatte sie sich eigentlich wochenlang mit Architekten, Interior-Designern und schwerfälligen örtlichen Handwerkern herumgeschlagen? »Das kann man doch gar nicht vergleichen.«

»Kein Mensch hätte den Unterschied gemerkt.« Er schob die Hände in die Hosentaschen. »Haben wir überhaupt schon irgendwelche Rechnungen vom Umbau?«

Marie schwieg.

»Nein, natürlich nicht. Ist ja auch nicht dein Geld«, meinte Roland. Er gab ein freudloses Lachen von sich. »Na ja, wenigstens ist es ein Seegrundstück. Das lässt sich immer wieder verwerten.«

Marie zog scharf Luft ein. »Wer wollte denn aufs Land? Ich etwa?«

Den ständigen Vorwurf, sie verschwende sein Geld, wollte sie dieses eine Mal nicht auf sich sitzen lassen. Sie wäre auch mit einer kleinen Stadtwohnung in London oder Paris als Zweitwohnsitz zufrieden gewesen. Aber wenn sich österreichische Immobilienfonds in St. Gilgen besser verkauften, dann sollte es ihr auch recht sein. Der Wurm muss dem Fisch schmecken, sagte Roland immer, nicht dem Angler. Und ein repräsentativer Landsitz brauchte nun mal eine gewisse Größe.

»Dann veranstalte doch ab jetzt deine ganzen Geschäftsessen hier«, sagte sie. »Sparst du eine Menge Geld.«

Roland brummte nur etwas Unverständliches.

»Und wenn vielleicht doch mal unsere Kinder –«

»Ich dachte, zumindest das Kinderthema hätten wir ausdiskutiert.« Sein Ton war schneidend. »Lächerlich, in deinem Alter.«

In diesem Moment klingelte Rolands Handy. Sofort griff er in die Anzugtasche, zog den Apparat heraus und warf einen Blick auf das Display. Er runzelte die Stirn.

Marie versuchte, in seinem Gesicht zu lesen. In letzter Zeit läutete sein Handy zu jeder Tageszeit. Dann verließ Roland jedes Mal das Zimmer, um wenige Minuten später besser gelaunt zurückzukehren. Und immer hatte er gleich darauf einen Geschäftstermin.

»Was ist?«, fragte sie.

Roland zögerte, auf die Annahmetaste des klingelnden Handys zu drücken.

»Meinetwegen kannst du ruhig rangehen. Vielleicht wieder ein wichtiges Geschäftsessen?«

Roland reagierte nicht. Das Telefon klingelte weiter. Marie streckte schon die Hand danach aus, als er ihr den Rücken zudrehte, das Gespräch annahm und sich das Handy ans Ohr hielt.

»Aschenbach?« Der Anrufer schien sich zu melden. Über die Schulter warf Roland Marie einen Blick zu und ging dann langsam den Kiesweg zum Haus hinauf. Marie konnte ihn nur noch sagen hören: »Woher haben Sie meine Nummer, verdammt?«

Marie schaute ihm nach, wie er auf glatten Sohlen über den Kies schritt. Der Steinstaub würde die Poren des feinen Schuhleders verstopfen und die scharfen Kiesel die wie Lack glänzende Oberfläche der Schuhe zerkratzen. Es musste ein ziemlich wichtiger Anrufer sein, wenn er Roland dazu brachte, sich freiwillig seine geheiligten Maßschuhe zu ruinieren. Sie wartete, bis er einen angemessenen Vorsprung hatte, dann ging sie ihm nach.

Roland blieb auf der Terrasse stehen und hörte dem Anrufer eine Weile zu. Abrupt blaffte er in den Hörer: »Sind Sie verrückt? Das verbitte ich mir!«

Marie schlenderte ein paar Meter weiter zu dem prachtvollen Staudenbeet. Wie ein blauer Wald aus Speeren stach der Rittersporn zwischen dem rosafarbenen und weißen Fingerhut hervor. Aus der Nähe betrachtet, waren die Blüten auch nicht einfach nur blau. Da gab es dunkelblauviolette, blauschwarze und enzianblaue Blüten mit weißem Auge. Die Stängel des Fingerhutes dagegen strebten zwischen dekorativen dunklen Blättern empor. Die zartfarbenen Glocken öffneten sich von unten nach oben.

»Und was geht mich das an?« Roland telefonierte jetzt in Hörweite. »Na und? War schließlich Ihre Entscheidung.«

Am Rand des Beetes standen sternförmige weiße Blumen. Über ihre fünf Blütenblätter, die aus einer schwarzen Mitte wuchsen, zog sich ein Netz feiner Linien. Fast sah es aus, als wären sie aus gesprungenem Muranoglas. Aber sie wirkten nicht so, als ob man sich an ihrer durchsichtigen Schönheit erfreuen sollte. Eher, als könnte man sich an ihnen schneiden.

»Umsonst ist der Tod, und der kostet das Leben.« In Rolands Ärger mischte sich Ungeduld.

Zwischen den blühenden Stauden standen Sträucher, an denen kleine tiefschwarze Beeren hingen.

»Soll das jetzt eine Drohung sein?« Rolands Stimme war leiser geworden, hatte dabei aber an Schärfe zugelegt.

Die Beeren sahen appetitlich aus. Wie kleine Süßkirschen. Aber wuchsen die nicht an Bäumen? Oder wie große Heidelbeeren. Sicher gehörten auch Beeren zum Naschen in einen echten Bauerngarten.

»Ach, Sie können mich mal ...« Rolands Geduld war endgültig am Ende. »Ja, gut, tun Sie das – und verschonen Sie mich in Zukunft mit Ihren Anrufen.«

Marie streckte die Hand nach dem Stängel eines rosa Fingerhutes aus, dessen Blüten sich schon fast zur Gänze geöffnet hatten. Das wollige Laub seiner Blätter kratzte, als sie es zwischen den Fingern rieb. Sie packte den Stiel mit festem Griff und zog daran. Die Pflanze neigte sich ihr entgegen, ließ sich aber nicht abbrechen. Verärgert über so viel Widerstand in ihrem eigenen Blumenbeet, spannte Marie die Armmuskeln und riss die Staude einfach aus.

»Da schieß ich drauf, verstanden?«, brüllte Roland. »Ja, ja ... tun Sie das ...« Die Terrassentür knallte zu.

Marie riss ein paar vertrocknete Blätter von der Fingerhutrrippe und ließ sie fallen. Sie wollte die Pflanze gerade zur Nase führen, als eine dicke Hummel aus der Röhrenblüte hervorschoß und für endlos scheinende Augenblicke vor ihrem Gesicht herumsummte, ehe sie davonflog. Erschrocken sah Marie ihr nach. Dann drehte sie sich um, die Pflanze noch immer in der Hand, und lief den Hang zum See hinunter.

Hohe Weiden schirmten das Haus zum Wasser hin ab. Marie musste sich unter den tief herabhängenden Zweigen bücken, um ans Ufer zu gelangen. Dann, als hätte sich ein Vorhang geöffnet, lag der Wolfgangsee in seiner ganzen Pracht vor ihr. Der Föhn trieb Wellen über das Wasser und ließ weiße Schaumkronen tanzen. Der breite Schilfgürtel am Ufersaum duckte sich unter den Böen, und wenn er sich wieder auf-

richtete, raschelten seine trockenen Halme, als tuschelten sie miteinander.

Marie stützte die Hände in die Seiten. Zu ihrer Rechten breitete sich malerisch St. Gilgen am karibikblauen Wasser aus. Segelboote mit kahlen Masten tanzten auf den Wellen vor der mit Ausflüglern übervollen Uferpromenade. Bunte Sonnenschirmchen spendeten Schatten auf den Café-Terrassen, vor denen Schwäne in der Hoffnung auf Kuchenreste im Wasser kreuzten.

Daneben lag die Halbinsel von Abersee. Durch den Föhn schien alles so nahe, dass Marie direkt gegenüber, am anderen Ende des Wolfgangsees, Strobl erkennen konnte. St. Wolfgang dagegen lag verborgen hinter dem Schafberg, dessen schiefe Form sie als Kind immer an einen umfallenden Kegel erinnert hatte. Mit ihrer Schulklasse war Marie in der alten Dampfisenbahn bis zur Schafbergalpe hinaufgefahren. Wenn sie die Augen zusammenkniff, konnte sie die kleine weiße Rauchwolke der Lokomotive sehen, die gerade die sanft ansteigende Südseite hinaufschwebte. Zu Mariens Linken überragte der Falkenstein die Bucht von Fürberg, auf der die spitzen bunten Segel der Surfer hin und her schossen. Ein weißes Ausflugsschiff legte gerade vor dem Gasthof »Fürberg« ab und nahm Fahrt in Richtung Strobl auf.

Marie strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Vielleicht sollten Roland und sie den Nachmittag bei einer knusprigen Forelle und einem Glas Sauvignon Blanc auf der Terrasse des »Fürberg« beschließen. Wenn es dort überhaupt noch Platz gab. Sie beschirmte ihre Augen mit der Fingerhutrispe und spähte zum Gasthof hinüber. Das Gewimmel am Schiffsanleger ließ nichts Gutes ahnen.

Etwas weiter hinten, in Richtung Schafberg, hatte man seit ihrem letzten Besuch ein Stück Wald gerodet. Ein kleines Schloss, eher noch ein Ansitz, erhob sich zwischen den verbliebenen alten Bäumen über dem See. Das musste das Schloss sein, von dem die Maklerin erzählt hatte. Irgendein Museum, meinte Marie sich zu erinnern.

Sie machte ein paar Schritte bis zum Wassersaum und linste

zwischen den Schilfhalmen auf das Nachbargrundstück. Wenn sie sich ein wenig vorbeugte, konnte sie dort ein verwittertes Holzhäuschen mit Veranda erkennen, halb verborgen hinter blühenden Hortensien. Ein Steg mit rissigen Bohlen führte von einem mit Löwenzahn gesprenkelten Rasen in den See. Der Steg durchstieß den Schilfgürtel und malte dunkelgrüne Linien auf das glitzernde Wasser. Am Steg lehnte das Segel eines Surfers. Das weiße Plastikbord dümpelte auf den Wellen. Die Maklerin hatte gesagt, das Häuschen werde an Sommergäste vermietet.

Marie ging in die Hocke und beugte sich über das gekräuselte Wasser. Aus der grünen Tiefe schien ihr Spiegelbild herauf. Das wie Opal schimmernde Antlitz war umrahmt von hellen Haaren, es zerfloss im Spiel der Wellen und fand immer wieder erneut zusammen. Wie ein Wassergeist, dachte Marie. Oder nein, lieber wie eine Nixe.

»Spieglein, Spieglein an der Wand ...«, murmelte sie und sah, wie sich der Mund im Wasser bewegte.

Du bist wunderschön, schmeichelte die Nixe. Noch immer die Frau, wie Roland sie haben will. Marie musterte das schmale Gesicht im Spiegel des Wassers. Die kleine Nase, die zarten Lippen und das schulterlange Haar. Ricardo hatte genau die blonden Strähnen hingekriegt, die ihr auch mit achtunddreißig Jahren noch das Aussehen eines kalifornischen Beachgirls geben sollten. Auf keinen Fall sah sie zu alt für ein Baby aus. Wenn sie Roland von einem Kind nicht überzeugen konnte, würde sie ihn eben damit überraschen.

Marie betrachtete ihr Ebenbild im See. Sie war so schlank wie nie zuvor. Ja, raunte die Nixe, deswegen sieht man auch deine Falten so. Marie warf den Fingerhut auf die Nixe. Das Gesicht zerrann in kleinen Wellen. Von irgendwo kam das helle Kichern eines Mädchens. Hastig stand Marie auf und rieb ihre vom Blumensekret klebrigen Handflächen aneinander.

Hinter ihr knirschte es auf dem Kiesweg. Marie schloss die Augen und holte tief Luft. Dann setzte sie ein strahlendes Lächeln auf und wandte sich um.

»Hallo, Schatz, hier bin ich.«

Roland duckte sich unter den Weidenzweigen hindurch und

kam lässig, die Hände in den Hosentaschen, über den nassen Ufersand zu ihr geschlendert. Das weiße Hemd ohne Krawatte und die eleganten Maßschuhe standen in reizvollem Kontrast zu der wilden Natur um ihn herum. Roland wirkte immer wie aus einem Modemagazin entsprungen. Feine Fältchen in den Winkeln seiner blauen Augen ließen auf Humor schließen, und die grauen Schläfen wirkten seriös. Er gehörte zu den wirklich schönen Männern, die ihr Haar niemals färben würden. Er stand zu seinen fünfzig Jahren, und das machte ihn jünger. Es war einfach ungerecht.

Direkt neben Marie blieb er stehen. Mit zusammengekniffenen Augen starrte er über die Bucht nach Fürberg hinüber. Marie strich sich eine blonde Strähne hinter das Ohr und wartete, ob er etwas über das mysteriöse Telefonat erzählen würde. Aber Roland zeigte auf das Schlösschen, das sich so malerisch zwischen den Bäumen an den Hang am gegenüberliegenden Seeufer schmiegte.

»Was ist denn das?«, fragte er.

»Wie bitte?«

»Ich habe dich gefragt, was das ist.« Er klang ungehalten, als hätte sie das alte Gemäuer dort persönlich gebaut, um ihm die Sicht auf den Schafberg zu verstellen.

»Ein Schloss«, sagte sie und hörte selbst, wie dämlich sie klang. »Die Maklerin hat gemeint, es gehört einem Ausländer.« Hatte die Frau wirklich gesagt, es sei ein Museum? Marie war sich nicht mehr sicher. Sie zog die Schultern hoch und umfasste ihre Oberarme. Ihre Handflächen blieben an dem roten Polohemd kleben.

»Einem Ausländer?« Roland sah sie an. »Geht's ein wenig genauer?«

»Ja ...« Sie versuchte krampfhaft, sich zu erinnern. Roland hasste Ungenauigkeit, sie verschwendete seine Zeit. »Das Schloss gehört ... äh, einem Franzosen. Den Namen weiß ich nicht mehr.« Sie ließ die Schultern sinken und lächelte. »Schöne Aussicht, nicht?«

Roland starrte auf die von der Julisonne beschienene Fassade des Schlosses, die helle Reflexe auf die dunklen Wasser des

Wolfgangsees warf. Ein Teppich goldener Münzen schien dort drüben auf dem Wasser zu schwimmen.

»Und hat deine Maklerin auch gesagt, ob dieser Franzose da lebt? Oder ob das nur ein Zweitwohnsitz ist?« Er zog die Brauen zusammen. »Sieht ein wenig marode aus, oder? Das hätten wir kaufen sollen.«

»Ach, wirklich.« Vor ein paar Minuten hatte er sich über die Kosten für das Seehaus beschwert. »Und womit hätten wir ein Schloss bezahlt?« Wieder war dieses kindliche Kichern zu hören. Marie warf einen schnellen Blick aufs Wasser, aber die Nixe war natürlich verschwunden. »Außerdem scheint das ein Landschaftsschutzgebiet zu sein«, setzte sie hinzu. »Da leben sicher jede Menge Haubentaucher und Rohrdommeln oder so Zeugs. Du kennst doch diese Naturschützer.« Die Naturschutzbehörde konnte einen Umbau verhindern. Oft genug hatte Roland sich darüber beschwert. »Wer weiß, ob dieser Franzose überhaupt verkauft.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Also, wenn ich so was hätte, würde ich es nicht hergeben. Um keinen Preis der Welt.«

»Alles hat seinen Preis«, sagte Roland ungerührt. »Das solltest doch gerade du wissen.«

Marie biss die Zähne zusammen. Aber ein ehernes Gesetz ihrer bald zehnjährigen Ehe war, dass sie sich nicht in seine Geschäfte einmischte. Er brachte das Geld nach Hause, und sie konnte es ausgeben, wie sie wollte. Sie legte die Hand auf seinen Arm und drückte ihn ein wenig. »Ach, Schatz ... du weißt doch, ich habe keine Ahnung vom Big Business.«

Roland zuckte mit den Schultern. »Meine Kunden auch nicht. Außerdem verkaufe ich sowieso nur Finanzprodukte, die die Leute nicht verstehen.« Er sah auf sie herab. Seine Miene war unergründlich. »Weißt du, dass du langsam zur Paranoia neigst?«

Ein Windstoß fuhr in das Uferschilf. Die scharfen Blätter schwankten wie Speerspitzen. Marie spürte ein Kribbeln im Nacken. »Keine Ahnung, wovon du redest.«

»Meinst du, ich merke nicht, dass du mir nachspionierst und mein Handy filzt?«

»Das stimmt nicht.« Marie schaute auf den See hinaus. In letzter Zeit trug Roland Restaurantquittungen und Hotelrechnungen sowieso in seinen Anzugaschen herum. Sie fielen ihr einfach in die Hände.

Roland beugte sich vor und starrte ihr ins Gesicht. »Deine Kontrollsucht geht mir auf den Geist.« Er richtete sich wieder auf. »Also, vergiss den alten Kasten da drüben und lass uns lieber eine Einstandsparty organisieren.«

Das Schloss interessierte ihn nicht. Roland hatte sie nur ärgern wollen. »Du meinst wohl – ich, oder?«

»Wer sonst? Ich hab auch nur zwei Hände.« Wie zum Beweis streckte er seine Hände mit den kurz gefeilten Nägeln aus und drehte sie hin und her. »Morgen bin ich in Rom, und dann baue ich eine Wahnsinns-Ferienanlage auf Sardinien. Außerdem gibt's bei der Arlberg Lodge noch genug zu tun.« Er sah sie spöttisch an. »Also, zerbrich dir dein Spatzenhirn lieber über die Party.«

Die »Arlberg Mountain Lodge« war Rolands aktuelles Prestigeobjekt. Ein Luxus-Ski-Resort. Chalets rund um ein Fünf-Sterne-Plus-Hotel in einer der besten Lagen Österreichs. Marie hatte gedacht, dass die Anteilscheine bereits verkauft seien. Aber was wusste sie schon von seinen Geschäften? »Ich kann ja mal diesen neuen Eventmanager –«

»Quatsch, wir machen's richtig old fashioned. Dresscode: Dirndl und Lederhose. Sommerfrische am Wolfgangsee wie anno dazumal.« Er rieb sich die Hände. »Mit Spanferkel am Grill. Für alte Freunde und Geschäftspartner. *Bring your friends!* Und vielleicht ein paar einheimische Native Speaker. Fürs Lokalkolorit.«

»Ganz wie du willst.« Marie bückte sich und nahm eine Handvoll Sand, um sich den Pflanzensaft von den Händen zu putzen. Aber damit erreichte sie nur, dass auch die feinen Körner auf ihren Handflächen haften blieben. »Das Scheißzeug klebt wie Gift.«

Vom See kam wieder das Kichern. Dann platschte etwas ins Wasser. Eine junge Frau im blauen Bikini hatte sich auf das Surfboard geworfen. Nun lag sie bäuchlings darauf und paddelte am Ufer entlang, direkt auf sie zu. Als sie Marie und Roland

bemerkte, hielt sie in ihren Kraulbewegungen kurz inne, dann stand sie geschickt auf und griff nach der Leine. Jetzt sah Marie, dass es ein Mädchen war, keine zwanzig Jahre alt. Lange kupferfarbene Locken fielen in nassen Wellen über ihren Rücken. Ihre kräftigen Beine standen sicher auf dem schwankenden Brett, das Bikinihöschen spannte sich über einem runden Hinterteil. Das Mädchen schaute zu ihnen herüber, hob einen pummeligen Arm und winkte.

Marie winkte zurück. Dann schaute sie Roland an. Der hatte die Hände wieder in den Hosentaschen vergraben und schien sich über den Eindringling zu amüsieren. Seine Augen waren halb geschlossen, und um seinen Mund spielte ein Lächeln.

Das Mädchen bückte sich, ziemlich lange und ziemlich umständlich, und zog das Segel aus dem Wasser. Dann richtete sie sich wieder auf und strich sich ein paar rote Locken aus dem Gesicht, wobei sie ihre Brust übertrieben herausstreckte. Sie drehte das Segel in den Wind, der Surfer machte einen Satz nach vorn, nahm Fahrt auf und schoss mit der drallen Lolita über das kabbelige Wasser in Richtung Abersee davon.

»Der kleine Mops scheint neben uns zu wohnen«, meinte Marie. »Verbringst sicher die Schulferien hier.«

Roland lachte. »Mhm.« Er wippte von den Fersen auf die Zehen, während er der immer kleiner werdenden Silhouette des Mädchens nachstarrte. »Niedlicher Käfer, was?«

Marie wurde kalt. »Kennst du sie?«

»Wen? Vicky?« Er kniff die Lippen zusammen.

Ihr Gefühl hatte sie nicht getrogen. »Woher kennst du dieses Mädchen?« Über ihr rauschte der Wind in den Weiden.

Roland wich ihrem Blick aus. »Ich glaube, der Kramladen im Ort gehört ihrer Oma, so einer richtigen alten Kräuterhexe.« Er lachte. »Möglich, dass ich die Kleine da mal gesehen habe.«

Marie kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er log. »Ach so, ich dachte nur.« An den Blicken der Kellner meinte sie zu erkennen, wenn Roland einmal wieder eine andere Frau in ihr Stammrestaurant ausgeführt hatte. Seine Kreditkartenabrechnungen bewahrte er im Büro auf, aber einen gelegentlichen Blick in sein Handy konnte sie noch werfen. Leider verwendete

er für manche Anrufer ihr unbekannte Kürzel. Roland setzte einen Fuß in Richtung Bauernhaus. »Ist was, Schatz?«, fragte Marie.

Er warf einen Blick auf seine goldene Rolex. »Ich muss los. Du weißt ja, die Präsentation in Rom ...«

»Ins Büro?« Marie bückte sich, um ihre Enttäuschung zu verbergen, und griff nach einem faustgroßen Stein. Rasch scheuerte sie damit den Sand von ihren Händen. »Ich dachte, wir könnten noch schön am See essen ... Au, verdammt!«

Sie hatte sich an der scharfen Kante des Steins geschnitten. Der Sand auf ihrer Haut färbte sich rot. Marie steckte sich den verletzten Finger in den Mund, damit das Blut nicht auf ihr Polohemd tropfte. Tränen brannten in ihren Augen. Das Blut schmeckte ekelerregend nach Eisen.

»Na ja, vielleicht ein andermal.« Sein Blick ging durch sie hindurch. »Zum Glück bist du ja mit dem Auto da.« Er schaute zu den Weiden zurück, die das Bauernhaus verbargen. »Aber geh du ruhig was essen. Bei mir wird's heute sowieso später. Du brauchst nicht auf mich zu warten.«

Marie wollte etwas Patziges erwidern, aber sie wusste, je mehr Druck sie machte, umso mehr entzog er sich ihr. Auf einmal bekam sie heftiges Herzklopfen. Sie nahm die Hand aus dem Mund. Der Boden begann sich unter ihr zu bewegen.

»Wie immer«, murmelte sie.

»Was? Ja, genau ... wie auch immer.«

Roland fragte nicht, wann sie nachkommen würde. Ohne ein weiteres Wort des Abschieds drehte er sich um und ging auf die Bäume zu. Marie fühlte sich wie auf einem Schiffsdeck bei Windstärke acht. Sie legte die Hand auf die Brust, wo ihr Herz ungewohnt stark schlug.

»Roland?« Der Föhnwind übertönte ihre Stimme.

Er verschwand zwischen den herabhängenden Zweigen der Weiden. Der Strand, die Bäume, der See, alles drehte sich um Marie. Ihr Herz schlug bis zur Kehle, und sie bekam Atemnot. Sie holte so tief Luft, wie sie konnte, und schrie: »Roland! Hilf mir! *Hilfe* ...«

Der Motor des Porsche heulte auf. Marie taumelte in Rich-

tung Ufer. Der Sportwagen entfernte sich, wurde immer leiser, bis er nicht mehr zu hören war.

Das Herz schien Marie fast zum Hals herauszuspringen, so stark klopfte es. Sie hustete und würgte. Die ganze Welt war eine Scheibe, die sich drehte und drehte und sie herumwirbelte. Marie sank in die Knie. Sie versuchte noch, sich mit den Händen im feuchten Sand abzustützen, aber dann verließen sie die Kräfte und sie schlug der Länge nach hin.

Kalte Wellen umspülten ihr Gesicht. Ihr Herz raste, und sie meinte zu ersticken. Ein paarmal schnappte sie nach Luft. Dann war da nur noch Wasser.